

Es kann nicht meine Aufgabe sein, lieber Leser, dieses Ereignis, seine Veranlassung und seinen Verlauf eingehend zu schildern, — ich will darüber nur einem sicher unerbächtigen Gewährsmann das Wort geben, nämlich dem vor einigen Jahren gestorbenen, namhaften protestantischen Geschichtsschreiber Gregorovius. In seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ (IV. B., S. 197) spricht er sich über den großen Papst folgendermaßen aus: „In der Geschichte des Papsttums werden ewig zwei Sterne glänzen und die geistige Größe der Päpste dartun: Leo, vor welchem der furchtbare Bürger Attila zurückweicht, und Gregor, vor dem Heinrich IV. im Kaiserhemde kniete. . . . Ein Napoleon erscheint einem Gregor gegenüber nur als blutiger Barbar. . . . Gregors Erscheinung ist ein wirkliches Phänomen des Mittelalters; sie zu betrachten wird alle Zeit reizen, und die Geschichte der christlichen Welt würde eines ihrer seltensten Blätter verlieren, wenn dieser urkräftige Charakter, der Handwerkerjohn in der Tiara, darin fehlte.“

Demselben vielgeschmähten Papste rühmt Johannes v. Müller nach: „er habe den Mut eines Helden, die Klugheit eines Senators und den Eifer eines Propheten bejessen“ (Reisen der Päpste, 1793, S. 32 ff.). — Wir sehen, lieber Leser, daß die Urteile der Geschichtsforscher von Gregor als von einem großen, einem gewaltigen Manne sprechen: einem solchen aber kann Kleinliche und einseitige Verleumdungssucht von seiner Größe nichts rauben.

Mit Genugtuung sei hier noch festgestellt, daß es gerade protestantische Geschichtsforscher waren, welche die Ehrenrettung des vielgeschmähten Papstes unternahmen: Vor allem Strömer in seinem großartigen, sieben Bände umfassenden Werke „Papst Gregor VII.“ und schon früher Voigt in seiner Biographie „Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, aus den Quellen dargestellt.“ (Weimar, 1815). Der letztere Gelehrte aber betont ausdrücklich, er habe keine Verteidigung Gregors schreiben wollen (S. 685), aber der Macht der Tatsachen sich beugend, kommt er zu einem Ergebnisse seiner Forschungen, das dem Papste zur Ehre gereicht. Wenn der Geschichtsschreiber (sagt Voigt) sich über Kleinliche Vorurteile und nationale Gefühle erhebe und den Charakter dieses Papstes von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachte, so müsse er ihn als einen Mann von aufrichtiger Gesinnung, von der vollendetsten Uneigennützigkeit und dem reinsten Eifer erklären, — für einen Mann, der in jeder Lage gerade so gehandelt habe, wie es seine Stellung erheische, und der nur solche Mittel angewendet habe, die zu gebrauchen er auch ermächtigt war.

Alles, was Gregor gegen Heinrich IV. unternahm, geschah nur, um die Eingriffe abzuwehren, die Heinrich zum Verderben der Kirche, in die Regierung derselben, sich gestattete; von päpstlichen „Uebergreifen“ auf das staatliche Gebiet findet sich nirgends eine Spur. Wiederholt wurde der Papst von den deutschen Fürsten aufgefordert, auch in die weltlichen Streitigkeiten mit einzugreifen, — beständig wies der Papst dieses Ansinnen zurück. Er starb in Salerno (in Unteritalien), und seine letzten Worte hat die Geschichte aufbewahrt: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung.“

Welch' dreiste Stirn gehört dazu, trotz der Ehrenrettung dieses großen Papstes und einer ganzen Reihe seiner Vorgänger und Nachfolger durch protestantische Gelehrte — Johannes v. Müller, Leo, Voigt, Strömer, Ranke, Gregorovius, Gibbon u. A. — doch immer wieder die alten Lügen gerade über die bedeutendsten Päpste zu verbreiten! „Sie werden alles Böse wider euch reden,“ hat der göttliche Stifter der Kirche seinen

Aposteln und deren Nachfolgern prophezeit. Dieses Wort hat sich vor allem bei den Nachfolgern Petri, den Päpsten, bewahrt, und zwar vom Anfange der Kirche an bis auf unsere Tage.

S.

Sommerfäden.

Stimmungsbild von A. Winterfeld.

Wenn in den sonnigen Tagen von etwa Mitte August ab bis in den September hinein lange, weiße Spinnensäden die Luft durchziehen oder sich schleierartig auf die schon festwerdende Pflanzendecke sowie auf die gelben Stoppelfelder niederlassen, dann ist der Spätsommer, vielfach auch — freilich wenig galant — Altwelberommer genannt, gekommen, den man auch hier und da mit „Mädchenommer“, „Flugommer“ oder „fliegenden Sommer“ bezeichnet. Freilich ist er nur kurz, und dieser Umstand hat vielleicht zur Bildung des wenig schönen Vulgarnamens Altwelberommer verholfen. Auch mag die Auffassung, die sich noch hier und da im Volke geltend macht, wohl ihre Berechtigung haben, daß diese Bezeichnung im Hinblick auf die spinnenden Frauen und Mädchen auf dem Lande, die jetzt nach der Ernte vor den Häusern im Sonnenschein ihre Spindeln drehen, entstanden sei. Wenigstens antwortete man früher witzbegierigen Kindern: die weißen langen Fäden des Spätsommers seien der Mutter beim Spinnen vor der Tür weggeflogen. Daß die Befragten selber sehr wenig oder garnichts über den Ursprung der „Sommerfäden“ wußten, hatte diese Antwort wohl nicht veranlaßt. Die an und für sich ebenso einfache wie natürliche Erscheinung des „Nachsommers“ hat denn auch der Volksmund sinnig und vielseitig in seine Anschauungen zu verflechten gewußt.

Der Landmann heißt die weißen Sommerfäden „Säefäden“, womit er andeutet, daß die Zeit des Säens nahe gekommen sei. Recht sinnig hat sich Ahlands Muse mit unsern Sommerfäden beschäftigt in den Versen:

„Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht' und leicht' Gespinnst der Feen,
Und knüpft von mir zu „Ihr“ ein Band.“

Ich nehm' es für ein günstig Zeichen,
Ein Zeichen, wie die Lieb' es braucht,
O Hoffnungen der Hoffnungsreichen,
Aus Duff gewebt, von Luft zerhaucht!“

Gar anmutig ist die Legende, daß die wunderbaren Fäden dem Schleier der Muttergottes angehört haben, der ihr bei ihrer Aufnahme in den Himmel entfallen sei. Bezeichnungen wie „Mariengarn“, „Marienfäden“ weisen deutlich darauf hin, daß das Volk den „Frauensommer“ mit der hl. Maria, der Mutter des Herrn, in Verbindung brachte; aus dem Französischen übersetzt heißen sie „Fäden der hl. Jungfrau“, bei den Engländern „Gottessehle“, Mehr realistisch ist die legendarische Erklärung, die man ihnen in nördlichen Ländern gibt. In Schweden z. B. sagt man, daß die Sommerfäden Fangnetze für die Zwerggeister seien, die dem tiefen Berges schacht entsteigen. Auch das bekannte uralte Märchen von der Frau Holle erinnert an die weißen, lichten Gespinnste des Spätsommers. Sie soll dieselben aus ihrem Schleier verlieren, wenn sie in dunkler Herbstnacht mit ihrer Begleitung durch die Lüfte fliehet. Dieses und noch vieles andere erzählen sich die Leute von dem „fliegenden Sommer“, den wir uns jetzt aber noch etwas vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachten wollen.

Viele kleine, überaus fleißige Spinnen sind es, die das lustige Gewebe fabrizieren, lediglich zu dem Zwecke, sich auf demselben weit über Feld und Flur, oft viele Meilen weit, nach ihrer Lebensweise günstigeren Gegenden

tragen zu lassen, namentlich dorthin, wo sie bequem und geschützt die Unbilden des heran nahenden Winters abwarten können. Zunächst aber wollen die kleinen Spinnen noch nicht ins Winterquartier; sie wollen noch, so lange es irgend die Bitterung erlaubt und Mutter Natur ihnen den Tisch deckt, ihrem Gewerbe nachgehen und Insekten fangen, die meist noch kleiner sind als sie selbst, oder aber noch in der ersten Entwicklung stehen, sie also in der Brut gleichsam schon vertilgen und dadurch sich nützlich machen. Es sind also kleine Raubtiere, wie alle Spinnen, und hier in den feinen Geweben haben wir speziell einige ihrer besten, gefräßigsten Sorten vor uns, die also schon in so zarter Jugend auf Raub und Mord sinnen; im Frühjahr dann, wenn sie den Winter überstanden und sich mehr entwickelt haben, lernen wir sie näher kennen als Wolfsspinnne, Krabbspinnne (Thomisus), Luchs-spinnne (Lycosa), Kreuzspinnne (Epeira), Weber-spinnne (Theridium). Gehen wir ihnen ein wenig nach, zuerst: woher kommen sie?

In einem geschützten Blase, wo auch allerdhand kleine Insekten sich aufhalten, die den jungen Spinnen zur ersten Nahrung dienen sollen, legt die Spinnenmutter ihre Eier in ein wohlbelegtes, von ihr selbst gewebtes Beutelchen. Den jungen Tierchen aber, die hier schon die erste Häutung abgewartet haben, wird später die Herbstluft zu kalt; sie streben danach, sich ein warmes und trockenes Winterquartier aufzusuchen. Aber wie? Nun, wir haben schon weiter oben gesehen, wie die Natur sie fürsorglich ausgerüstet hat mit der Fähigkeit und Fertigkeit, sich ein Luftschiff anfertigen zu können, das sie weilenweit trägt. Sie steigen zu diesem Behuf im Sonnenschein auf einen hohen Standort, meist auf einen Baum, stellen sich auf den Kopf und lassen aus den am Hinterleibe befindlichen Spinnwarzen Büscheln von Spinnfäden hervorschießen, worauf sie dieselben bestreuen und mit denselben in der Luft sich entführen lassen. Das oft dicke Gewebe entsteht aus der Menge der Tiere und den zahlreichen, sich rasch miteinander eng verbindenden Fäden. Die lustige Fahrt geschieht aber nur im Sonnenschein; bei kühler Bitterung und bedecktem Himmel liegt das Fahrzeug auf der Erde. Die Sommerfäden sind nämlich gute Wärmeleiter, die durch die Sonnenstrahlen schneller erwärmt werden, als die sie umgebende Luft. Als Wärmeleiter selbst aber erwärmen sie bald auch den Luftstreifen, der sie umgibt, und indem dieser dann in dem erwärmten Zustande in die Höhe steigt, nimmt er auch den Sommerfaden mit. Durch die allgemeine Veränderung der Lufttemperatur und das dadurch veranlaßte Steigen, Fallen und Verschieben der Luftschichten geschieht das sogenannte „Ziehen“ der Sommerfäden.

In Rußland glaubt man, daß die Spinnen auf diesen Fäden mit den wilden Gänzen davonziehen. Wenn die Sommerfäden fliegen, haben wir auch auf schönes Wetter zu rechnen, — alle Spinnen sind bekanntlich gute Wetterpropheten.

Zum Schluß möge noch eine sich auf die Sommerfäden beziehende sinnige Legende mitgeteilt sein: „Im fernen Osten lebte ein Geschwisterpaar, das sich herzlich liebte. Da ging der Kriegsruf durchs Land, der alle junge Männer zu den Waffen rief, mit ihnen den Bruder. Der Schwester Kummer war groß. Nach innigem Gebet zu Gott, er möge ihren Bruder vor Gefahr behüten, schlief sie ermattet und in Thränen gebadet, ein. Ihr träumte, sie habe ein Hemd gesponnen, in das gekleidet ihr Bruder in den Kampf gezogen und ohne Wunde daraus zurückgekehrt sei, weil das Hemd den, der es trug, unverwundbar machte. Die Schwester erblickte in dem Traum ein himmlisches Zeichen und spannt und wov für ihren Bruder solches Hemd. Inzwischen aber lehrte sich ihr Herz in Liebe einem Jüngling zu, dem sie das für den Bru-

der bestimmt gewesene Hemd schenkte. Der also bevorzugte Geliebte verspottete den Lehteren, und bald sind zwischen den beiden ein Zweikampf statt. Während aber des Bruders Schweit an dem Gewand des Gegners machtlos abglitt, erhielt er selbst schwere Wunden, an denen er bald darauf starb. Die treulose Schwester aber büßt seitdem ihre Schuld dadurch, daß sie sich gar emsig am Spinnrad abmüht, ein neues Hemd zu weben, aber immer wieder fährt ein heftiger Sturmwind daher und entführt die Fäden weit übers Feld, — das sind dann die Sommerfäden!

Es ist leicht erklärlich, daß ein solcher Vorgang in der Natur die erfinderische Sage zu oft recht seltsamen Deutungen veranlaßt, — zahlreich sind diese auch für unsere weihen, jarten Sommerfäden, doch am sinnigsten ist ihre Deutung in den „Mariensagen“ von Bowitzsch, — Fäden vom Schleier der Muttergottes.

Sin Jubiläum.

Skizze von Wilhelm Müller-Weilburg.

Die Ferstrentheit mancher Professoren und Gelehrten ist genügend bekannt. Auch im Alltagsleben beherrscht ihre geliebte Wissenschaft ihren Geist vollständig, nur diese allein erregt ihr Interesse, sodaß der Blick der Herren für alle möglichen Kleinigkeiten der Welt um sie her nach und nach stumpf wird und sie dadurch öfters in Situationen geraten, in denen sie ihren Nebenmenschen als höchst komische Käuze erscheinen.

Wenn ein solcher Professor im stärksten Regenwetter gedankenverunken mit einem krampfhaft gerade aufgerecten Spazierstock über die Straße geht, indes er glaubt, er trüge einen Regenschirm, oder zu einer festlichen Feier, während der er eine Ansprache oder eine Abhandlung zu halten hat, im Ueberzieher erscheint und erst im letzten Augenblick merkt, daß er Weite und Frack darunter vergessen, und die weiße Binde oder ein Ordensband sich direkt um den bloßen Hals gelegt hat, da leider der Hemdtrager gleichfalls daheim auf dem Schreibtisch liegen geblieben ist, so fällt das kaum mehr auf.

Daß eine etwas zersahrenere Leuchte einer „alma mater“ seine Hansammer und die Straße, in der er wohnte, vergessen hatte und an seine Frau einen Brief mit richtiger Adresse schrieb des Inhalts: sie möge ihn freundlichst aus der Universität abholen lassen, da er momentan nicht wisse, wo er eigentlich wohne, als er von einem Fremden nach seiner Person gefragt wurde, sich ein paar Mal mit der Linken über die Stirn fuhr und dann verlegen antwortete: Professor S.? — ich glaube, das bin ich selbst, ist auch schon dagewesen.

An dieser Gelehrtenkrankheit, die ja im Allgemeinen sehr harmloser Natur ist und den meist lebenswürdigen Männern der Wissenschaft weiter keine Nachteile bringt, litt ein sonst geistig hervorragender Herr, der zugleich ein gemütvoller Mensch war, der Professor Döling in der kleinen mitteldeutschen Universitätsstadt Marburg in hohem Grade und sie spielte ihm an einem Ehrentage, dem Tage seines fünfundsingzigjährigen Doktor-Jubiläums einen etwas unangenehmen Streich.

Es war im Juni, dem Rosenmonat, kurz nach den Pfingst-Ferien. Professor Döling hatte sich während der beiden Ruhewochen vorher ganz in eine Abhandlung vertieft, die demnächst erscheinen sollte, und die seine Zeit und Aufmerksamkeit derart in Anspruch nahm, daß er wahrscheinlich der vierthundertjährigen Wiederkehr des denkwürdigen Ereignisses seiner einstigen Promotion sich nicht bewußt worden wäre, wenn nicht die Hinweise seiner Kollegen ihn an die bevorstehende Festlichkeit gemahnt hätten.

Und der Tag kam, ein herrlicher Vor-

fommertag mit Sonnengold und Himmelsbläue, mit Rosendüften und Finkengeschmetter in den Stadtgärten, ein Tag, wie geschaffen, einem alternden Junggesellen, ein solcher war Professor Dr. Döling, noch einmal das verunkelnde Glück der Jugend, alle Träume und das Hoffen und Sehnen aus alter Zeit, der Sturm- und Drangperiode der Vergangenheit, vor die Seele zu zaubern.

Schon am frühen Morgen rückte die Kavalle des in dem Städtchen garnisonierenden Jägerbataillons vor seiner Wohnung an und brachte ihm ein Ständchen. Dann meldeten sich die Kollegen mit ihren Familien, die Studenten, sowie Freunde und mancherlei Spenden, sichtbare Zeichen des Wohlwollens und der Hochachtung, häuften sich immer mehr in dem Heim des Jubilars auf. Von fast allen Hochschulen Deutschlands trafen Glückwünsche und Telegramme ein. Die Feier der Aula der Universität nahm einen äußerst würdigen Verlauf, bei der dem Professor durch den Landrat des Kreises und durch den Rektor ihm von mehreren Fürsten verliehene hohe Auszeichnungen und Ehrungen überreicht wurden. Nachmittags 2 Uhr sollte dann im Hotel „Rheinischer Hof“ die Festtafel stattfinden.

Die bereits lange vorher hierfür aufgelegte Liste wies eine Menge eintragener Namen, eine Masse Teilnehmer auf.

Professor Döling, der die verfloßene Nacht hindurch an seiner Broschüre gearbeitet hatte, und dessen bescheidenem, jedem auffälligen Hervortreten abholden Wesen Huldigungen beziehungsweise Ehrenbezeugungen dieser Art nicht recht zusagten, kam gegen 12 Uhr etwas abgesehen und müde nach Hause und beschloß während der beiden ihm vorerst freibleibenden Stunden zu seiner Erholung noch einen Spaziergang auf den Schloßberg zu machen.

An eine Fortsetzung seines Manuskripts war heute ja doch so wie so nicht zu denken. Und er tat es.

Droben auf dem Schloßberg herrschte die schwüle Stille und die Einsamkeit der Sommermittagszeiten. Nur in dem gelben Blau der mächtigen Kronen der Linden summten zahllose Bienen.

Drunten lag der Fluß und die Berglehne herauf die altertümliche Stadt ganz in Mainz und Blau. Ueber den schimmernden Dächern flimmerte die Luft wie vibrierender Staub.

Um den Turm der Elisabethkirche schossen etliche große Mauerfalken, deren Rufe kurz, abgebrochen, manchmal in die Ruhe und den Frieden auf der Höhe hallten.

Professor Döling hatte sich auf einer Bank im Schatten der Baumriesen niedergelassen. Nach den Aufregungen der Frühe löste die tiefe Einsamkeit hier oben ihren berückelnden Zauber auf ihn aus. Er versank in wohlige Träumereien. Vergessen war sein Doktorjubiläum. Er sah sich wieder als Kind in der glühenden Mittagsstunde in dem Wiesengrunde vor seinem Heimatdorfe mit seiner Mutter hinter einem Heuhaufen kauern, aus dem die Blindschleiche hervorglitt und zwischen dessen Halmen die große braune Spinneraupe sich ringelte. Hoch im Blau über dem Grunde schwebte eine Weihe.

Das war seines Lebens Sonntagszeit gewesen, eine Kindheit am Herzen der Natur unter der sorgenden Obhut der Mutterliebe. Da schien ihm der Himmel offen zu stehen.

Döling fielen die Augen zu. Er schlief ein, die Seele voll süßer Bilder aus längst verschwundenen Tagen.

Als um zwei Uhr eine zahlreiche Gesellschaft sich um die Tafel in den festlich geschmückten Räumen des Hotels „Zum Rheinischen Hof“ versammelt hatte — fast die ganze Männerwelt der kleinen Universitätsstadt, die auf Bildung, Stellung und Vermögen Anspruch erhob, war zugegen, fehlte der Jubilar.

Bunächst ging ein Erstaunen durch die Reihen der Anwesenden und man wartete eine Weile.

Dann wurden Deputationen, bestehend aus jüngeren Privatdozenten und Studenten entsandt, die den Professor Doktor Friedrich Wilhelm Döling unter allen Umständen zur Stelle bringen sollten, da ein Jubiläum ohne Jubilar doch etwas komisch wirken müßte.

Aber der Professor, dem zu Ehren das Festmahl veranstaltet worden war, war absolut nicht aufzufinden. Jede Mühe und Anstrengung, seiner habhaft zu werden, blieb vergeblich.

Er war spurlos verschwunden.

Doch die anfängliche Unruhe legte sich bald, da zur Besorgung um die Person des Gefeierten durchaus kein Grund vorhanden war.

Und als der Rektor in einer kurzen launigen Ansprache erklärte: „Gewiß hat sich Döling mit einem seiner lieben Manuskripte in die Einsamkeit geflüchtet und über seiner Abhandlung die Welt und das Jubiläum vergessen“, ließ man sich fröhlich an der Festtafel nieder und begann dem trefflichen Mahle und den ausgezeichneten Getränken die ihrer würdigen Beachtung zu schenken.

Gerade die Abwesenheit Dölings erhöhte rasch die Stimmung, gab zu etlichen treffenden humoristischen Ausfällen Veranlassung, die sehr zur Erheiterung beitrugen und lebhaften Beifall ernteten.

Aber der träumende Jubilar da droben auf der einsamen Höhe des Schloßberges auf der Ruhebank am Stamm der uralten Linde hatte seine gelehrte Abhandlung vollständig vergessen. Er blätterte in einem anderen Buche, in der heiligen Schrift der Unschuld, in dem goldenen Märchenschatz der Kindheit und Jugend, und feierte ein Jubiläum, dem auf Erden kein zweites gleichkommt, das keines erreicht, und dessen nur die ohne Bitterkeit, Reue und Schmerz erfreuen können, die sich Sturm und Drang der Jahre, in der Rohheit des Tagetrohns, im Staube des Lebensweges ein reines Herz bewahrt haben.

Die „Direktorin“.

Eine Erzählung aus dem Russischen von N. Afanassjew.

Galja Schewtschenko zählte siebzehn Jahre, als sie mit den übrigen Mädchen des Dorfes zum ersten Mal auf die Zuckerrüben-Plantagen ging. Die alte Barwara hatte allerdings die Tochter nicht besonders gern ziehen lassen. Auf diesen Plantagen muß ein junges Mädchen, und dazu noch ein so schönes, die Ohren spitzen. Da gibts eine Menge Kavalere: Aufseher, Rechnungsbeamte usw. Aber da Galja nicht allein ging, sondern mit ihren Nachbarinnen, die schon wiederholt auf den Plantagen gearbeitet hatten, so vertraute Barwara sie ihrem Schutze an. Ueber Scherz und Gefang machte sich die Mädchenschaar auf den Weg. Jede träumte davon, wieviel sie sich verdienen, und was sie sich Alles schaffen werde. Denn das Geld, das bei den „Rüben“ erarbeitet wird, gehört ganz dem Mädchen; keine Mutter wird es sich aneignen.

Wenn das Mädchen den Sommer über auf der Plantage gearbeitet hat, so hat es sich die Aussteuer zusammengespart. Es ist keine leichte Arbeit, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit gekrümmtem Rücken Rüben zu jäten, aber sie wird gut bezahlt.

Unter den Arbeiterinnen auf der Solowjansker Fabrik gibt es viele hübsche gesunde Mädchengesichter, aber die schönste ist doch Galja. Ihre Wangen glühen, und die Schür von Rüben, welche den gebräunten Nacken schmückt, lirt und singt bei jeder ihrer Bewegungen. Alle haben Wohlgefallen an Galja, an ihrer Grazie,

ihrem schlanken Wuchs. Und wenn sie singt, so lauschen alle unwillkürlich. Welch eine starke, wohlklingende Stimme sie besaß! Und sie sang am liebsten immer. In ihrer Seele war es so froh, nicht Sorge, nicht Leid, nicht ein Wölkchen lastete auf dieser Seele.

Dies Mädchen hat uns Gott gesandt! sagten die Fabrikbeamten, aber sich an sie heranzumachen wagte keiner. Gätte sich Jemand ein überflüssiges Wort erlaubt, alle übrigen wären wie ein Mann für das „Singvögeln“ eingetreten.

Die Jäterinnen arbeiteten bis zur Mittagsstunde, wo sie sich auf dem Felde ihre Grüße kochten. Eine jede hatte von Hause Hirse und Fett und einen Löffel mitgebracht. Eine andere Speise kannte Galja nicht; sie war nicht verwöhnt. In Hause gab es nicht einmal jeden Tag Grüße. Wenn man sich hungrig gearbeitet hat, schmeckt auch trockenes Brot wie ein Honigluchen.

Die Nacht brachten alle auf der Fabrik, in der Kaserne zu. Aber nicht sogleich nach dem Abendessen begab sich das Mädchenheer zur Ruhe. Bisweilen sangen die Mädchen bis Mitternacht oder veranstalteten unter sich ein Lätzchen. Galja war immer dafür zu haben. Im Singen war sie schon Meisterin; aber das Tanzen machte ihr keine nach; ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren. Und die Fabrikbeamten standen oft bis zur späten Nacht auf dem Hof und schauten der singenden und tanzenden schwarzüngigen Jäterin Galja zu.

Seit einiger Zeit begannen die Fabrikleute unter sich geheimnisvoll zu zischeln.

Das kann nicht sein! sagten die einen.

Aber habt Ihr es nicht bemerkt? Er läßt kein Auge von ihr, besonders, wenn sie tanzt.

Dummheiten! Der Direktor wird seine Aufmerksamkeit einer einfachen Jäterin zuwenden!

Aber es war so. Peter Sewälowitzsch Maidanowski, ein vierzigjähriger Hagestolz, der schon 10 Jahre Direktor der Fabrik war, hatte seine Aufmerksamkeit auf Galja gerichtet. Gott weiß, woran er dachte, wenn er sie stundenlang verstohlen beobachtete, aber sein Gesicht blickte ernst; irgend ein Gedanke reifte in ihm.

Einmal rief er sie heran und befragte sie, wer ihre Mutter sei, wie es zu Hause gehe, ob sie hier mit ihrem Tagelohn zufrieden sei. Galja antwortete verständlich und unbefangen.

Sie ist nicht dumm, dachte Maidanowski — und wie viel Frische und Ursprünglichkeit in ihr ist!

Noch kein Weib hatte auf ihn einen solchen Eindruck gemacht wie Galja. Er träumte sogar von ihr. Bis jetzt hatte er gelebt wie ein Anachoret. Als er mit dem Studium fertig war, begann die Arbeit, und nun war er vierzig Jahre alt und stand allein. Aber was hatte damit das Singvögeln zu schaffen? Entschieden nichts, suchte er sich zu überzeugen, aber seine Augen ließen nicht von ihr.

Ich wollte mit dir reden, sagte er einmal zu ihr.

Ich höre, Herr.

Sage, hast du nicht Freier?

Galja mußte lachen. Nein, Niemand hatte noch um sie gefreit.

Du betrügst mich nicht? Aber wenn jetzt Jemand um dich freien wollte?

Galja konnte nichts antworten. Wenn ihr noch Jemand gefallen hätte... aber so!

Die Seele des Direktors fand keinen Frieden. Bald schalt er sich einen Dummkopf, bald fragte er sich, was ist denn Dummes dabei? Sie ist mir ungleich! hm! aber sie hat einen so hellen Kopf, und man braucht sich nur ein wenig mit ihr zu beschäftigen. Wichtiger ist das Andere: Die Ungleichheit der Jahre. Aber ich bin noch nicht alt. Und

wenn ich noch in der Gesellschaft, in der Residenz lebte, so könnte mein Schritt als gewagt erscheinen, aber hier im Dorf, auf der Fabrik!

Aber wenn sie „nein“ sagt — die Jäterin dem Direktor!?

Man wird über ihn lachen.

So schwankte Maidanowski. Aber nicht mehr als ein Monat verging, so war er wieder das allgemeine Gesprächstema der Fabrik.

Wo denkt ihr hin! Der sie heiraten! sagten die meisten.

Jedoch es geschah, was man nicht erwartet hatte. Der Direktor ging zu Fuß zur Mutter Galjas und saß bei ihr in der Stätte gegen zwei Stunden. Worüber dort alle drei geredet, denn auch Galja wohnte dem Gespräch bei, ist unbekannt, aber für den Frühling wurde die Hochzeit angefest.

Unsere Galja wird Zucker-Direktorin! jubelten Galjas Spielgenossinnen.

Und wirklich wurde Singvögeln Galja — Direktorin.

Wie sie jetzt die Nase hochtragen wird! sagten die bekümmerten Mamas.

Sie irrten sich. Galja trug die Nase nicht hoch. In der ersten Zeit erfaßte sie sogar ein Schwindel vor der Höhe, auf der sie sich so unerwartet sah, aber ihr natürlicher Verstand verhalf ihr zu einer schnellen Beherrschung der neuen Lage.

Man hatte von ihr die verschiedensten lächerlichen Schnitzer erwartet, aber man wartete vergebens.

In der ersten Zeit machte die Direktorin nirgends Besuche.

Sie lernt das Abc! spöttelten die gebildeten Damen.

Ja, Galja lernte das Abc, aber nicht nur das Abc; mit erstaunlicher Leichtigkeit erwarb sie sich auch Kenntnisse in der Grammatik, der Geographie und Geschichte. Weit schwerer fiel ihr die Dressur für die Gesellschaft, wie zu gehen, zu stehen, sich umzuwenden. Bisweilen konnte sie darüber sogar weinen. Auch an das „herrschaftliche“ Essen gewöhnte sie sich schwer und lief oft nach der Küche, um dort verstohlen sauren Kohl und Schwarzbrot mit Speck zu essen. Bisweilen wäre es ihr ganz bang gewesen, wenn sie nicht ihr Mann so geliebt hätte. Sie war ihm sein herrlichster Schatz, für den ihm nichts zu kostspielig war. Ihre Schränke waren voll von den modernsten Kleidern. Auch ein kleinrussisches Kostüm hatte er für sie anfertigen lassen, und in diesem allein fühlte sie sich frei.

Endlich entschied ihr Mann, daß man sie jetzt den Leuten zeigen könne.

Der schwere erste Besuch!

Wie man sie mit Blicken spießte! Mit welchem Entzücken man auf die Mängel ihrer Aussprache achtete. Galja hörte, wie eine junge, bleiche Dame einer andern deklamierte:

Rund und rot ist ihr Gesicht
Wie des dummen Mondes Licht.

Und beide lachten, wenn sie sie auch in Wirklichkeit um ihre Gesundheit, ihr blühendes Gesicht und ihre üppigen Form beneideten.

Aber o weh! Mit der Zeit begann ihre Gesundheit zu leiden; der Uebergang von einem tätigen Leben voller Arbeit zu beständigem Nichtstun wirkte auf sie verderblich. Sie wurde blaß, magerte ab, und sie, die früher nie krank gewesen war, schluckte Medizin.

Bisweilen überfiel sie eine unerklärliche Bangigkeit; sie konnte dann sitzen, den Blick auf einen Punkt geheftet.

Fehlt dir etwas? fragte ihr Gatte.

O nein, sie war zufrieden mit Allem; sie konnte ihrem Wohltäter nur danken, der sie

zur Dame gemacht, ihrer Mutter ein stattliches Anwesen eingerichtet hatte.

Nach und nach begann Galja ernsthaft zu kränkeln. Man schickte sie nach dem Ausland ins Bad, aber dort hielt sie es nicht aus und bettelte sich heim.

Schön war sie auch jetzt, nur daß ihre Schönheit von ganz anderer Art war: das Antlitz bleich, in den tiefen Augen ein Weh, das sie selbst nicht begreifen, nicht in Worte fassen konnte.

Sie hatte so Vieles, so viel Gutes, nur Eines nicht: Heiterkeit der Seele. Bisweilen ist ihr, als ob Alles in ihr zerbrochen ist und Todesmattigkeit sie festhält.

Die Jahre vergehen; die Vergangenheit erscheint Galja wie ein Traum.

Und Frühling ist es. Galja sitzt am Fenster und lauscht; immer lauter tönt das Singen. Die Jäterinnen schreiten aufs Feld zu den Rüben, fröhlich, zufrieden... und die Direktorin lauscht wie gebannt dem bekannten Liede — einst hatte sie es selbst gesungen — und die Tränen feuchteten ihre traurigen Augen.

Worträtsel.

Ich bin ein Monstrum, wunderbar,
Und seltsam anzublicken,
Hab' keinen Kopf und auch kein Bein,
Zwei Arme, einen Rücken.

Zwei Flügel hinten, vorn ein Paar,
Doch nicht, damit zu fliegen,
Denn wisse, meistens pflege ich
Zu hängen oder liegen —

Nur wenn man meine Dienste wünscht,
Dann soll ich immer sitzen.
Verfolgt ob meiner Mißgestalt
Mit Spott und Hohn und Wigen,

Werd' ich doch immer gern gesehn
Bei hohen Festlichkeiten.
Ich bin dabei, wenn zum Altar,
Glücksel'ge Brautleute schreiten.

Ich bin zur Stelle wenn im Tanz,
Sich munt're Paare drehen;
So feierliche Rede klingt,
Kannst Du gar oft mich sehen.

Ob vornehm zwar, verweil ich doch
Im Bürgerhaus auch gerne,
Nur eine Stätte meide ich:
Die Hallen der Kaserne.

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Deutscher Schriftsteller.
- 2 4 1 2 3 Deutsches Gebirge.
- 3 2 4 9 Pflanzengattung.
- 4 1 1 3 7 9 6 Deutscher Dramatiker.
- 5 2 9 4 2 9 Sinsprüche.
- 6 7 9 Israelitischer Stamm.
- 7 6 2 3 8 2 4 6 Weiblicher Vorname.
- 8 7 9 9 2 3 2 Werke von Gerhard Hauptmann.
- 9 4 5 2 9 Sagenhafte Wesen.

Sirchskalender.

(Fortsetzung).

Dienstag, 15. September. Kikomedes, Martyrer + 90.

Mittwoch, 16. September. Kornelius, Papst und Martyrer + 252. Quatember.

Donnerstag, 17. September. Lambert, Bischof und Martyrer + 708. • Dominikaner-Klosterkirche: Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr Ansprechung des hochwürdigen Gutes, 6, 7 und 8 Uhr stille hl. Messen, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 1/3 Uhr Vesper, von 7—8 Uhr feierliche Andacht und Komplet, 8—9 Uhr Betstunde für den III. Orden. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht.

Freitag, 18. September. Richardis, Jungfrau. Quatember. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Kreuzweg. • Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 5 Uhr feierliches Hochamt mit Te deum und sakramentalem Segen als Schluß des ewigen Gebetes.

Samstag, 19. September. Januarius, Bischof und Martyrer + 305. Quatember.